

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 227.

Donnerstag, 29. September

1927.

(26. Fortsetzung.)

### Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuer.

„Erzellenz sprechen vermutlich von dem deutsch-georgischen Aktienstück bezüglich des Erdöl-Ausbeutungsvertrages?“ fragte nun der Detektiv auf gut Glück.

Der kleine Herr seufzte erleichtert auf.

„Na — endlich! Wie weit sind wir denn nun damit?“ Sie wissen, ich hab's auf meine eigene Kappe genommen, daß wir die Erledigung des Falles ausschließlich in Ihre Hand legten. Eine Woche Frist bedangen Sie sich aus. Heute ist zwar erst der dritte Tag davon verstrichen. Natürlich — ich heze nicht. Aber darf ich mal so ganz nebenbei mich erkundigen, ob Sie schon irgendeinen Erfolg erzielen konnten? Allerdings waren Sie zwischendurch in Brüssel und dort in eine Mordaffäre verwickelt, von der ich heute las. Stukig wurde ich, daß es sich gerade um den Präsidenten des „United Oil Trusts“ handelte. Besteht da irgendein Zusammenhang mit unserer Angelegenheit oder gerieten Sie nur durch einen Zufall in diese Geschichte hinein?“

Darauf blieb es lange still.

Der Detektiv sah den Staats-Wirtschaftskommissar, sah auch die Menschen an, die ihn umwogten; erhaschte unwillkürlich ein paar Jazzrhythmen aus dem Tanzsaal, zu dem alles hindrängte. Da drüben flirtete Tom Hopkins mit einem halbflügeligen Girl. Der sich dort schweigend und aufgeregt durch die Menge drängte und augenscheinlich verzweifelt jemand suchte, war Robert Dell von der Cardiffer „Western Mail“. Und was hier nebenbei in der Gruppe von Herren gesprochen wurde, konnte er Wort für Wort verstehen.

Nein — er war weder betrunken noch geistesgestört!

Das gab ihm seine Entschlossenheit zurück.

„Erzellenz“, versetzte er, „alles, was Sie hier erwähnen, besitzt nicht die leiseste Beziehung zu mir. Und doch ist eine solche vorhanden. Die Lösung liegt vielleicht darin, daß ich zwar der Detektiv John Kerridge bin — doch nicht jener John Kerridge, für den Sie mich halten und der sich Ihnen unter meinem Namen vorgestellt hat.“

Der Unterstaatssekretär Dr. Heinisius wirkte in diesem Moment wie ein greiser, zwerghafter Waldschrat, während er stumm und gleichsam gelähmt den Engländer anstarrte.

„Ich bin John Kerridge und bin es doch nicht. Da muß ein Doppelgänger existieren, der seine Identität mit meiner äußeren Erscheinung noch durch allerlei Requisiten, wie ein grünes Monotel und ein Armband am linken Handgelenk, bis zur vollkommenen Täuschung herausgearbeitet hat. Auch schon eine Dame sprach mich vorhin auf diesen Irrtum hin an, entzog sich mir jedoch wieder, ehe ich nähere Fragen hätte an sie richten können. Ich aber beginne jetzt zu ahnen, wer dieser virtuose Doppelgänger ist! Denn sein grünes Monotel liegt in meinem Koffer. Ich fand es gestern nacht vor den Zimmern des ermordeten Hosea Bruce. Ein verdammte ebenbürtiger Gegner! Das muß ihm der Reiz lassen! Wissen Erzellenz, mit wem Sie vor drei Tagen in der Wilhelmstraße gesprochen und wem Sie die Wiederbeschaffung des gestohlenen Aktienstückes an-

vertraut haben? Dem Manne, der bei dem Diebstahl selbst seine Hand im Spiele hatte und nebenbei der Mörder aus dem Brüsseler Palace-Hotel ist — Frank McCornick!“

Der alte Herr hatte ein Taschentuch gezogen und trocknete sich mechanisch die Schweißperlen, die in seinen Tropfen auf seiner Stirn standen.

War er mit seinen zweiundsiebzig Jahren denn geistig so verbraucht, daß er kein Wort von dem begriff, was er hier hörte?

Oder — konnte es möglich, konnte es denkbar sein, daß ...

„Sie müssen ... Sie ...“ stotterte er.

„Ja, ich muß jetzt um eine erschöpfende Aussprache unter vier Augen bitten. Erzellenz werden mir alles erzählen, und ich werde meinerseits rapportieren. In einer halben Stunde, denke ich, wissen wir gegenseitig, worum es sich handelt, und haben den ganzen verworrenen Ruß entwirrt. Ich vermute, Erzellenz sind als offizieller Vertreter der Reichsregierung anwesend und haben Repräsentationspflichten. Doch die müssen eben jetzt mal für kurze Zeit in den Hintergrund treten. — Wo wollen wir sprechen? Hier ist das natürlich unmöglich. Deshalb schlage ich das Lesezimmer vor. Da stört uns bestimmt niemand. Einverstanden? Dann darf ich bitten.“

Rasch ging er voran.

Der alte Herr folgte ihm total entgeistert.

Jnez Rionn hatte sich in den Strudel des Festtreibens geworfen.

Unselige Eingebung, die sie verlockte, hierher zu kommen, wo sie auf John Kerridge treffen und ihn mit dem verwechseln mußte, auf dessen Fährte er war.

Gestern nacht in Brüssel — heute abend schon wieder in Berlin. Was hatte ihn so schnell zurückgetrieben? Kannte er den Zusammenhang? Ahnte sein Instinkt die Rolle, die sie erzwungen in Frank McCornicks letzten Verbrechen gespielt? Konnte er nicht jeden Moment abermals vor sie hintreten und sie für verhaftet erklären?

Wie — wenn sie alles im Stich ließ und flüchtete.

Wohin aber?

Heimfahren?

Dort lauerten vielleicht noch tausendmal gräßlichere Gefahren.

Überhaupt — wenn ein John Kerridge ihr erst die Schlinge um den Hals warf, dann war sie ihm so oder so unentrinnbar verfallen.

Kollte der Wagen des Schicksals nicht schon heran, um seine Räder zermalmend über sie hinweggehen zu lassen?

Lachen — sich betäuben — das Entsetzen zu Nichts zertanzen.

Danse macabre!

Wie ein Tier hätte sie sich vor Angst und Grauen in den dunkelsten Winkel verkriechen mögen und slog doch aus einem Arm in den anderen.

Die junge Diva des Estorial-Theaters feierte heute



einfach unerhörte Triumphe, schlug mit dem ganzen zauberhaften Fluidum ihres sieggewohnten Frauenreizes noch einmal die Welt in Bann, ward zur ungekrönten Königin dieses illustren Festes.

Man riß sich um sie, man war hypnotisiert; fand sie betörend, unvergleichlich, betörend.

Unter dem Glutatem unausgesprochenen Begehrens, das sie umgab, erblickte ihre fremdartig gefährliche Schönheit wie eine märchenhafte Victoria regia.

Sie war von Bewunderern umlagert, hielt förmlich Cercle wie eine Fürstin, vibrierte von Scharm und Geist, ließ hinter dem verschleierte Saphirdunkel der wundervollen Augen alle Unerhörtheiten des Glücks ihres Besitzes ahnen. Wer ihre duftende Hand küssen durfte, fühlte sich begnadet. Wenn sie einen Blues oder Slingtan oder Charleston bewilligte, der dünkte sich ein Gebenedeiter.

Alle Träume, die ungebändigte Wünsche der Männer um begehrte Frauen spannen, fanden in dieser einen einzigen berausenden Verkörperung.

Und sie warf, tödliches Entsetzen im Herzen, herausfordernd die blauschwarzen Loden in den Nacken.

Lachen — sich betäuben — das Grauen zu Nichts zerlangen.

Danse macabre!

Während das unerbittliche Schicksal vielleicht die allerletzten Fluchtwege verriegelte . . .

Irgendwann aber geschah es, daß plötzlich ihr Name aufplattete:

Ein Boy in der knappen, braunen Livree des Regent-Hotels wand sich geschickt durch das Gewimmel und rief monoton mit durchdringender, heller Stimme immer wieder sein:

„Fräulein Rionn — bitte zum Telephon!“

Anfangs hatte sie gar nicht darauf geachtet, bis man sie von allen Seiten aufmerksam machte, daß der Page offenbar sie suchte.

Telephonanruf? Jetzt?

Was bedeutet das?

Wer verlangte jetzt tief in der Nacht so dringend nach ihr?

Hing dieser Anruf mit John Kerridge — oder seinem Doppelsänger zusammen?

Wenn sie sich doch hätte verleugnen lassen können!

Aber das war zu spät.

Der Boy, den ein paar Herren herangewinkt und an sie verwiesen hatten, stand mit gezogener Mühe schon vor ihr.

„Ein Telephonruf, gnädiges Fräulein.“

Da folgte sie ihm resigniert und ließ sich die gepolsterte Felle weisen, wo der abgehängte Hörer bereits auf sie wartete.

Während sie ihn aufnahm, schloß der Page von draußen die Tür.

„Ja, bitte“, sagte sie und ihre eigene Stimme klang ihr fremd. „hier ist Inez Rionn. Wer? Herr von Traß? Sie sind in Berlin? Dabei hörte ich doch gestern zufällig, daß Sie verreist seien?“

Sie lauschte. Ihr Herz schlug so wild, daß sie kaum die einzelnen Worte zu unterscheiden vermochte.

Als müsse sie sich vergewissern, daß sie richtig verstanden habe, wiederholte sie:

„In Amsterdam — Sie waren in Amsterdam? Und erhielten . . . wie, heute mittag erhielten Sie eine Nachricht, die Sie veranlaßte, das nächstfällige Flugzeug zu nehmen und nach Berlin zurückzukehren? — In meiner Wohnung? Vor einer halben Stunde erst? — Ja, natürlich, sie konnte Ihnen ja auch gar nichts anderes sagen — Mich persönlich — jetzt in der Nacht? — Wo? — Bei mir daheim?“

Eine Schwäche überkam sie, daß sie sich gegen die ledergepolsterte Zellenwand lehnen mußte.

„Warten Sie einen Moment!“ murmelte sie. „Mir ist nicht gut. Sie müssen auch langsamer sprechen. Nicht so überstürzt. Mein Gott — was ist denn geschehen, daß Sie mich jetzt um Mitternacht in meiner Wohnung . . .“

Irgendein Wort riß sie wuchtig aus ihrer halb vornübergekauften Stellung hoch.

„Welcher Moment?“ flüsterte sie.

Und schrie auf:

„Welcher Moment ist gekommen? So sagen Sie es doch! Machen Sie mich nicht wahnsinnig! Welcher Moment ist gekommen?“

Ein stöhnender Laut von ihren Lippen. Eine wilde, instinktive Handbewegung zum Halse, als droffele sie eine brutale Mörderfaust.

„Heute nacht? Ich soll — noch heute nacht — mein Wort von damals einlösen? Es ist soweit? Sie sind irrsinnig! Nichts gibt es, was mich dazu zwingen kann, Ihre unmenschliche Forderung zu erfüllen. — Nein, o nein, ich habe Ihr Ehrenwort! Davon laß ich Sie nicht frei! Aber seien Sie doch vernünftig. Sie müssen ruhig werden. Morgen — wenn wir uns morgen vormittag . . .“

Ich habe Probe, aber da sage ich eben ab, um Ihnen zur Verfügung zu stehen. Dann können wir uns aussprechen. — Aber nicht doch, Herr von Traß — ich flehe Sie an — das ist ja undenkbar! Wie konnte ich in der Stunde annehmen, daß jemals — Nie! Ich gebe Ihnen Ihr Wort nie zurück! Um Christi Barmherzigkeit; wenn ich nur wüßte, wie ich eine Möglichkeit finde, wenigstens bis morgen vormittag — Das geht nicht! Das ist ausgeschlossen, mich von hier in zehn Minuten mit einem Auto abzuholen! Was tun Sie dann? Warten Sie! Um Gotteswillen — warten Sie! Ich sage es Ihnen sofort, wie wir es halten wollen. Oh, mein Kopf! Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie grauenhaft elend mir ist! Und Sie kennen kein Mitleid. Sie bestehen auf einer Verpflichtung, die ich damals übernommen hatte, weil es doch ausgeschlossen schien. Wie? Oh, verzeihen Sie, aber es macht mir so Mühe, überhaupt zu sprechen. Wenn Sie erbarmungslos genug sind, Ihre Forderung einzutreiben — in einer Stunde. Vorher kann ich mich hier nicht freimachen. Man läßt mich früher einfach nicht fort. Dann aber soll es geschehen. Erwarten Sie mich in einer Stunde vor meinem Hause. Ich werde es so einrichten, daß ich rechtzeitig dort bin. Ja, ich komme bestimmt. Wann? Um zwölf Uhr vierzig? — Um zwölf Uhr vierzig vor meinem Hause!“

Gerade, daß sie noch den Hörer anzuhängen und die Zelle zu verlassen vermochte. (Fortsetzung folgt.)

## Herbst ist's . . .

Von Alexei Konstantinowitsch Tolstoj (1817—1878).

Herbst ist's, unser Garten liegt laubbestreut und arm,  
Mit dem Winde weht dahin gelber Blätter Schwarm.  
Nur im tiefen Grunde dort stehen, fern von hier,  
Ebereschen weß und rot noch in herber Tier.  
Freude wiegt mein Herz zugleich mit Melancholie:  
Stumm drück ich die Händchen dir, und ich wärme sie,  
In die Augen blick ich dir, stumm und tränenrüh,  
Kann es doch nicht sagen, wie innig ich dich lieb . . .

(Nach dem Russischen von Thea Reimann.)

## Die Apotheke.

Von Hermann Sudermann.

Die Welt, die meine Welt gewesen war, versank.

An ihre Stelle trat ein Verkehrsraum mit rechtwinklig angelegtem Ladentisch, mit langen Regalen an den Wänden und einem schrankartigen Aufbau in der Mitte, in dem neben den offenstehenden ätherischen Ölen hinter einer Verschlusstür die Gifte sich befanden.

Die Gifte! Das war das Geheimnisvolle, das Romantische bei der Sache. Nicht bloß mich selber, ganze Familien, ganze Dörfer, ganze Städte vermochte ich umzubringen, falls es mir Spas machte. Oft, wenn niemand mich überfallen konnte, liebte ich die breitthaligen Gläschen und füllte mich als Herr über Leben und Tod.

Meine amtliche Tätigkeit hingegen bestand fürs erste nur in Tütendrehen. Ich lernte es rasch, ich kann es auch heute noch und bin gerne bereit, es Zweiflern zu beweisen. Diese Kunst wenigstens werden meine Kritiker mir nicht abstreiten können.

Sodann fand ich mich in die Obliegenheiten des Handelsverkaufs eingeweiht. Und dabei verblieb es bis auf weiteres. Brustbonbons, Kamillentee, Khabarber, Latriten, Magentropfen, Appetitpulver für die Schweine, Bibergeil,



Sonig, Asa foetida — eine böse Nummer übrigens — und weiß der Teufel was sonst noch, alles ging alsbald mit flotter Selbstverständlichkeit durch meine Hände. Die Brustbonbons stehen in dieser Versäuerung mit Zug und Recht an erster Stelle, denn sie erregten in mir auch privatim eine greifbare Anteilnahme, die sich allerdings sehr bald in Schaudern verwandelte.

Zu den genannten Dingen gesellte sich allerhand Rätselhaftes, das leise gefordert und aus höchst harmlosen Flaschen oder Büchsen mit würdiger Sachlichkeit verabsolgt wurde: Muttertropfen, Liebestränke, Zuckpulver, Mückenfett nebst vielen wilden Rezepten, in denen die Zauberkunst weiser Frauen sich austobte.

Der „alte Settegast“, mein hochverehrter Chef, erteilte mir selbst die nötigen Unterweisungen, denn einen Gehilfen gab es nicht.

Als ein wohlthätiger Geist geht dieser Mann durch manches Jahr meiner Jugend. Sein Haus blieb mir eine zweite Heimat, auch lange, nachdem ich nicht mehr darin tätig war, und noch als Student half ich an den Markttagen, an denen kundige Hände notlitten, aus Lust und Liebe fleißig mit dem Litauer Volke, das sich in Scharen vor dem Ladentische drängte, seine quacksalbrischen Wünsche zu erfüllen. Es wurde mein Stolz, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mich in dem Sinn seines Stammels zurechtzufinden.

Aber mein Ehrgeiz ging höher. Den Handverkauf hatte ich in vier Wochen ausgelernt. Ich kannte den Platz eines jeden Medikaments, ich wußte seinen Preis und war mit dem Rauberwisch der Forderungen restlos vertraut.

Der höheren Tätigkeit aber, die sich nun daran schließen mußte, stand ein Verbot der obersten Medizinalbehörde gegenüber, demzufolge Lehrlingen erst in dem dritten Jahr ihrer Lehrzeit das Rezeptieren unter Aufsicht gestattet ist.

Vor mir lagen zwei endlose Jahre Idesten Kommisiums, ehe ich daran denken konnte, das Allerheiligste des Rezeptiertischen zu betreten, und dabei schien selbst hier nichts Schwieriges zu erlernen. Das Billendrehen, das Verreiben, das Aufkochen, das Filtrieren hatte ich dem alten Settegast bald abgegauckt; war es mir doch gestattet, ihm mit kleinen Handreichungen zur Seite zu stehen.

Wenn er aber Mittagsstunde schlief und eine Überraschung durch ihn nicht zu befürchten war, dann machte ich mich in aller Heimlichkeit und mit Herzlopfen daran, selbstständig die Aufgaben zu lösen, die die Rätselschrift der Ärzte uns stellte. Die Ladentür hielt ich offen, damit die Klingel ihn nicht weckte, und wenn ein Käufer sich meldete, legte ich bedeutungsvoll den Finger an die Lippen, worauf seine Rede sofort zu ängstlichem Flüstern herabsank, denn daß der alte Settegast um die Siebzig war und darum der Mittagsruhe dringend bedurfte, das wußte ein jeder.

So gelang es mir allgemach, jede Salbe, jede Mixtur, deren Rezept im Augenblick vorlag, bis zu Aufschrift und Fahne gebrauchsfertig zustande zu bringen. War ich fertig, dann reinigte ich eilends das Handwerkzeug, stellte Gewichte und Flaschen an ihren Platz und steckte das fertige Medikament in die Tasche, um es abends in meinem Koffer zu verstauen, wo es vor Späheraugen sicher war.

Und kam der alte Settegast gegen die Besperzeit mit rotgedrückter Wade gähmend zum Vorschein, um die Tränke noch einmal zu brauen, die Salben noch einmal zu reiben, dann reinigte ich neben ihm einer, der mit gierigen Augen zusah, um sicher zu sein, daß er die Handwerksregeln genau beobachtet hatte.

Dies spielte sich im zweiten Monat meiner Lehrzeit ab. Im Juli hatte sie ihren Anfang genommen, und als der September zu Ende ging, da war die Apothekerei für meine Reugier erledigt. Wie viel Anheiß ich angerichtet, wie viel Giftmorde ich mir aufs Gewissen geladen hätte, wenn ich im Ernst mit meiner unreifen Kunst auf die leidende Menschheit losgelassen worden wäre, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls bildete ich in meiner Großmannssucht mir ein, ich hätte nichts mehr zu lernen.

(Aus des Dichters „Bilderbuch meiner Jugend“.)

## Die Spanierin.

Von Hans Bethge.

Man kann nur in bedingter Weise schlechtweg von der Spanierin sprechen. Es gibt eine ganze Reihe von spanischen Frauentypen, infolge der mannigfachen Mischungen des Blutes in den verschiedensten Teilen des Landes. Die Frau in Katalonien ist, nach Fühlen und Gestalt, sehr verschieden von der Andalusierin, und die Madrilena, das Mädchen von Madrid, wieder anders als die Valenciana.

Aber welchen Provinzen die spanischen Frauen auch angehören mögen, eins haben sie alle gemein: den Stolz des Sinnes und die Grazie der Bewegung. In allem, was die Spanierin tut, sucht sie das schöne Maß zu bewahren. Und wenn es im Innern noch so tocht und die Erregung der Leidenschaft den höchsten Grad erreicht: nach außen hin erstrebt sie Ruhe und Gelassenheit. Der Gang ist langsam, sie hastet nie. Es hat immer den Anschein, als wandle sie spazieren.

Auf der Rembla, der platanengeschmückten Hauptstraße von Barcelona, sah ich die ersten spanischen Frauen. Katalaninnen also, im Dämmerlicht des beginnenden Abends. Diese Frauen sind nicht groß von Figur, auch nicht zierlich. Es sind meist kleine, aber kräftige Gestalten. Wenn ein Spanier von ihnen spricht, so wird er zuerst die Schönheit ihrer Hüften preisen. Die Mädchen Kataloniens sind nicht wenig stolz auf diesen Teil ihres Körpers. Eine schöne, üppige Linie der Hüften ist ihr Sehnen, und haben sie diesen Schatz, so sind sie glücklich. Sie wissen mit dieser Linie zu kokettieren. Sie wissen sich zu wiegen wie Pfauen und den Männern den Sinn zu verwirren. Das Antlitz der Katalanin ist nicht das edelste, das man in Spanien sehen kann. Es zeigt meist gröbere Züge als das der Mädchen von Madrid oder Valencia und ist von mehr sinnlichem als geistigem Gepräge. Das Gesicht der Madrilena weist den eigentlich spanischen, d. h. kastilischen Typus am reinsten auf: länglich und blaß, große, dunkle Augenbrauen von schön gebogener Linie, kleine Ohren, ein roter, nicht zu üppiger Mund und Augen mit einem stolzen, schwermütigen Schimmer.

Die Andalusierin läßt im allgemeinen den maurischen Typus noch am deutlichsten erkennen. Hier findet man die zierlichsten Füße und jene blassen, weichen Wangen, die an den Flaum reifer Pfirsiche gemahnen. Keine Andalusierin geht ohne Blumen im Haar. In Sevilla, sagt der Spanier, gibt es die schönsten Andalusierinnen de figura, von Gestalt; in Cadix die schönsten de cara, von Angesicht.

Eine Frauenfrage ist in Spanien nicht vorhanden. Man fordert von der Frau nichts, als daß sie ganz Weib sei. Jede Beschäftigung, die an männliches Tun erinnern würde, scheut sie; denn eine solche Beschäftigung könnte sie im Auge des Mannes nur herabsetzen. Man wird schwerlich eine Spanierin radeln oder rudern sehen. Dabei ginge ja die schöne Linie verloren. Um so ausgeprägter ist die Neigung zu Putz und Schmud. Die Toiletten der feinen Welt in Madrid, Barcelona oder Sevilla geben denen von Paris im Geschmack nichts nach. Geht es zum Stiergefecht, so ist, zumal an hohen Festtagen, die Toilette der Frauen besonders kostbar. Hier, bei der nationalen Vergnügung, sucht man die nationale Tracht am meisten zu wahren. Es ist ein entzückender Anblick, bei einer großen Corrida die bunten, von der Sonne bealänzten Frauen rings auf den Balkonen des Stierzirkus zu sehen. Sie tragen dann hellfarbige Gewänder, über dem Rock ein nebartiges Stridwerk von schwarzer Seide, mit Pompons versehen. Und den Rücken hinab den großen, seidenen, herrlich bestickten Manton mit den langen seidenen Fransen.

Der Spanier ist bekannt als ein Mensch von chevaleresker Natur. Sehr bezeichnend und schön ist eine Sitte in Andalusien. Der junge Mann pflegt dem Mädchen, das er liebt, in gemessenem Abstand durch die Straßen zu folgen. Ist das Mädchen vor der Tür ihres Hauses angelangt, so tritt der Jüngling mit schnellen Schritten vor, nimmt flugs seinen Mantel (die spanische capa) von den Schultern und breitet ihn zu den Füßen des Mädchens aus. Mit einem Nicken des Dankes, das den Jüngling beseligt, wenn es ein schönes Gefühl verrät oder verzweifeln macht, wenn es nichts weiter bedeutet als einen Dank, schreitet das Mädchen über den Mantel fort in das Haus.

Der Verkehr der Geschlechter, d. h. der jungen Leute, ist auf der schönen Halbinsel ungleich gezwungener als bei uns oder in England. Ohne das wachsame Beisein älterer Leute hat die Jugend kaum Gelegenheit, sich zu sehen. Kein Mädchen aus guter Familie geht allein über die Straße. Das heiße Blut birgt Gefahren, so darf ein hüthenes Auge nicht fehlen. Der Verkehr der Verlobten ist noch von einem uns unverständlichen Zeremoniell. Man überläßt das Paar seinen Augenblick sich allein. Ein Kuß, wenn man ihn erführe, wäre ein Verbrechen.

Die Spanierin ist ein Geschöpf des Stolzes und der Schönheit. Sie weiß, daß sie schön ist, und ist stolz darauf. Oft kann sie durch Wit, durch ein geschicktes Wortgeplänkel oder glückliche Einfälle in hohem Maße überraschen. Über Dinge der Weisheit darf man nicht mit ihr sprechen, aber von Scherzen und Liebe. Gemeinhin zieht sie es vor, lebhafter mit den Augen als mit den Lippen zu reden. Es sind nicht die reizlosesten Gespräche, die die Augen führen!



# Haus, Hof und Garten

## Des Kleingärtners Tagewerk im Oktober

Nun spendet der Herbst seinen Segen wieder in reicher Fülle in Garten und Feld. Herrliche Tage der Milde und Sonne erleichtern und beschleunigen die Vergung der Früchte im wohlthuenden Sonnenschein. Aber eine gewisse Behmut beschleicht doch das dankbare Herz in dem Gedanken, daß sich die Natur zum Abschiede auf lange Zeit rüstet. Noch einmal erglänzt der Hochwald in bunter Farbenpracht in wunderbarer Harmonie mit dem satten Grün der gemähten Wiesen und dem tiefen, klaren Blau des wolkenlosen Himmels, ein entzückendes Bild von seltener Schönheit und malerischem Reize. Es stirbt die Natur in wunderbarem Glanze.

Überall regen sich fleißige Hände, die Gaben in sichere Obhut zu bringen und die gesegnete Scholle von neuem zu bestellen oder für die zukünftige Bepflanzung vorzubereiten. Glück und Segen diesem Unternehmen!

Auch im Obstgarten ist unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Ernte des Winterobstes im Laufe des Monats gerichtet, die wir aber bis zum Eintritt des ersten Frostes getrost verschieben können. Unbedingte Vorsicht beim Ernten ist notwendig, um Druckstellen und Verletzungen der Früchte, sowie Beschädigungen der Äste zu vermeiden. Schon bei der Ernte sollte man das abgestorbene Holz und vor allem die unfruchtbaren Äste entfernen, oder wenigstens als solche bezeichnen, um sie später herauszuschneiden. Man vermeide es, beim Ernten den Baum zu besteigen und mit den Füßen auf den Ästen herumzustampfen, um das Obst zum Fallen zu bringen. Hierbei wird viel Kinde verlegt oder gar abgetreten. Es entstehen Verwundungen, wo sich beim Apfelbaum nur zu leicht der Krebspilz festsetzt, der den Baum später schwer schädigen kann. Auch das Abschlagen der Früchte mit Stangen muß unterbleiben, da ein erheblicher Teil Fruchtholzs dabei abgeschlagen wird. Nach der Ernte ist der Boden unter den Bäumen und Beerensträuchern alsbald aufzulockern, damit Luft und Regen eindringen können.

Bei allen Arbeiten an den Obstbäumen ist auf die Schädlinge zu achten, ihre Eier und Puppen, wo man ihrer habhaft werden kann, zu beseitigen. Besonders entferne man, wenn doch einmal die Vetter benutzt wird, auch gleichzeitig die Raupennester des Goldalters mit der Raupenscheere und verbrenne sie. Auch das angefaulte Obst lese man unter den Bäumen auf und vergrabe es in einem tiefen Loch. Ende des Monats sind auch die Klebgürtel um die Stämme der Obstbäume aufzulegen, aber in der Weise, daß die Weibchen des Frostspanners gezwungen werden, auf der Außenseite des Gürtels emporzukriechen, wo sie dann durch den Leim festgehalten werden. Die Klebgürtel sind deshalb auch unten an dem Stamm festzubinden. Die Stämme der jungen Bäume sind mit Dornenreißig, Schilf usw., am besten jedoch mit einem Drahtgeflecht zum Schutze gegen Hasenfraß 1 Meter hoch zu umgeben.

Auch im Gemüsegarten steht die Ernte nahe bevor. Aber hier lasse man sich von dem Grundsatz leiten, das Gemüse solange auf den Beeten zu lassen, bis der erste starke Frost eintritt. Unter den reichen Niederschlägen, besonders dem starken Tau, wächst das Gemüse noch ordentlich aus; zudem ist es im Freien besser aufgehoben als im Einschlag oder im Keller. Trotzdem bereite man den Überwinterungsraum schon frühzeitig vor, daß das Gemüse jeder Zeit abgehoben werden kann. — Endivien und Escarol werden an einem trockenen Tag zum Bleichen aufgehoben. Die Köse des Blumentohls werden durch Einkniden der Blätter gegen leichten Frost geschützt. Unreife Kürbisse reifen an einem warmen Ort bald nach. Bei der Kartoffelernte sortiere man die Knollen nach ihrer Größe gleich auf dem Ader und sondere die angehackten zum alsbaldigen Verbrauch von den anderen ab. Angefaulte Kartoffeln sollte man gleich in einer tiefen Grube auf dem Ader vergraben.

Alle leergewordenen Beete grabe man alsbald um und dünge sie mit Stallmist, soweit sie im nächsten Jahre mit Kohl, Sellerie, Tomaten, Gurken usw. bestellt werden sollen. Ein Bestellungsplan ist deshalb vorher aufzustellen. Fehlt es an Stallmist oder Komposterde, so grabe man Laub in genügender Menge unter, damit der wichtige Humus im Boden ergänzt und vermehrt und für die Lockerung des Bodens gesorgt wird. Nur dann kann man mit künstlichem Dünger arbeiten. Als solcher wird Thomasmehl (50 Gramm auf 1 Quadratmeter) und Rainit 140—60 Gramm auf ein

Quadratmeter) gestreut. Beide Nährsalze brauchen längere Zeit zu ihrer Aufschließung. Oder man verwendet zeitig den neuen Mischdünger „Nitrophoska“. Kalkarme Böden sind alle 3—4 Jahre mit Kalk zu düngen, aber vorerst ohne Mist und Sauche, da der Kalk die Eigenschaft hat, den Stickstoff aus seinen Verbindungen auszutreiben. Erst einige Wochen später können diese mineralischen Dünger untergegraben werden.

Im Blumengarten werden mit Eintritt des ersten Frostes die Knollen der Dahlien, Canna und Begonien aus dem Boden genommen und vorerst an einem frostfreien, luftigen Raume abtrocknen lassen. Hierauf sind sie erst in den Überwinterungsraum in Sand oder Torfmull einzuschlagen. Die freien Blumenbeete werden alsbald umgegraben und können, ohne daß sie gedüngt worden sind, mit für den Frühlingsflor bestimmten Blumenzwiebeln besetzt werden; jedoch sind diese gegen Frost mit Laub oder Fichtenreisern zu bedecken. — Alle Topfplanzen sind nach gründlicher Reinigung in die Überwinterungsräume zu bringen, die tagsüber noch recht fleißig zu lüften sind. Die Kübelpflanzen dagegen sind, soweit sie nicht frostempfindlich sind, noch längere Zeit im Freien zu belassen, bis die ersten Fröste einjehen. Sie überwintern am besten in einem Raum mit einer durchschnittlichen Wärme von 5—6 Grad Celsius.

Nach dem Blattfall reinige man den Garten noch einmal gründlich von Laub, Abfällen und Unkraut. Laßt keine Kohlstüde im Boden stehen!

B. C.

## Pflirsche lassen sich aus ihren Kernen anziehen.

Pflirsche gehören wie die Aprikosen zu den wenigen Obstsorten, die sich aus Samen ziehen lassen und deren Sämlinge später genießbare Früchte bringen. Allerdings während die Aprikosen die Eigenschaften des Mutterbaumes oft dabei vererben, entstehen beim Pflirsch durchweg späterkeimende Sorten mit nicht immer wohlgeschmeckenden Früchten. Trotzdem sollte man, wenn man die Absicht hat, sich selbst seine Pflirsche anzuziehen, die man ja als Unterlage für edlere Sorten recht gut verwenden kann, nur die Samen der edelsten Früchte zur Aussaat nehmen. Es ist ratsam, die Steine gleich an die Stelle zu legen, wo später der Baum stehen soll, damit ein späteres Verpflanzen nicht nötig wird. Zudem wird ein nicht verpflanzter Baum nur selten von der Kränkelskrankheit und dem Gummifluß befallen, weil er von Anfang an ein flottes, ungestörtes Wachstum zeigt. Unbedingt nötig ist es nicht, aber immerhin besser, den Boden vor dem Legen der Kerne wie bei jeder anderen Baumpflanzung gut vorzubereiten, also tief zu lockern und auch auf Vorrat zu düngen, wobei man nicht versäumen soll, der Erde 1—2 Handvoll Kalk beizumischen obwohl der an Ort und Stelle angesogene Pflirsch durchaus nicht so anspruchsvoll ist als sein verfeinerter Kamerad. Wer beabsichtigt, den Pflirsch zu veredeln, nehme dies schon im ersten oder spätestens zweiten Jahre vor.

## Ratschläge und Winke.

In Bleichsucht (Chlorose) erkrankte Obstbäume, deren Blätter eine kräftlich gelbe Farbe zeigen, sind mit Stickstoff und etwas Eisenvitriol zu düngen, um die Bildung neuen Blattgrüns anzuregen und zu fördern. Man düngt daher solche Bäume reichlich mit verrottetem Mist und gibt ihnen außerdem je 100—300 Gramm in Wasser gelöstes Eisenvitriol.

Abgetragene Himbeerrufen haben keinen Zweck mehr; sie verunschönern die Anlage und können die gesunden Triebe schädigen, wenn sie Schädlinge beherbergen. Darum sollte man sie nach der Ernte sofort entfernen und alsbald verbrennen. Gleichzeitig entfernt man auch die schwachen Jungtriebe, um die stehengebliebenen zu kräftigen.

Das Ausputzen der Obstbäume kann während der Ernte vorgenommen werden. Im belaubten Zustande sind die kranken und dürren Äste besser zu unterscheiden als nach dem Laubabfall. Es geht schließlic in einem Hin, auch noch die zu dicht stehenden Äste zu entfernen. Man versäume es aber nicht, die größeren Wunden mit Teer oder Ölfarbe zu bestreichen, nachdem ihre Ränder mit einem scharfen Messer glatt geschnitten worden sind. Aststumpen dürfen unter keinen Umständen stehen bleiben.